

Die Verfolgerin

Gesina Stärz

„Jede Gesellschaft hat einen blinden Fleck, einen Bereich, in den sie nur unter großen Schwierigkeiten zu blicken vermag. Heute ist dieser blinde Fleck das Töten, so wie es vor hundert Jahren die Sexualität war.“ Dave Grossman

1

Heute Nacht bin ich gestorben. Innerlich. Ich habe es gemerkt, weil meine Gedanken nicht mehr schmerzten. Ich ließ sie alle vorbeimarschieren, um sicher zu gehen. Drei Stunden hat das gedauert. Der Mann neben mir im Bett hat geschnarcht. Ich verfolgte meinen Atem, wartete eine Weile. Nichts. Ich war tot. Friedlich eingeschlafen, sagen manche dazu. Der Mann hat sich umgedreht, als ich aufstand, um mir einen Whiskey sour zu mixen. Ich schüttete viel Eis ins Glas und setzte mich aufs Sofa. Das Eis hat alle Zellen in mir in Schneekristalle verwandelt. Ich weiß nicht, ob ich das geträumt habe, aber ich fühlte mich besser und etwas in mir wusste, dass dieser Zustand anhalten würde.

Ich habe lange geschlafen, mir einen starken Kaffee bereitet, einen richtigen, wie man ihn früher trank. Gefiltert, mit Kaffeesahne und einem Zuckerwürfel. Er sah aus wie Kaffee früher ausgesehen hat. Goldbraun. Und er duftete wie Kaffee früher geduftet hat. Der Duft zog durchs Haus, von der Küche ins Esszimmer, in das Büro des Mannes, in mein Arbeitszimmer, in das Schlafzimmer im ersten Stock, die Zimmer der Jungen, die Bäder und das Studio unterm Dach. Ich bin durchs Haus spaziert, habe Stunden verloren. Eine nach der anderen. Am Nachmittag bin ich mit der U-Bahn zum Odeonsplatz gefahren, habe die Treppe Richtung Brienner Straße genommen, stand eine Weile an ein Geländer gelehnt und beobachtete, wie Menschen aus den Bürogebäuden eilten. Sie kamen in Gruppen, zu zweien oder allein, fast alles Männer, Angestellte aus Bankhäusern. Sie eilten die Straße herunter in Richtung Odeonsplatz auf den U-Bahnschacht zu. Die Männer trugen Anzüge. Geöffnete Jacketts. Der Gehwind blies blau-weiß gestreifte Hemden frei. Einige warteten an der Ampel kurz vor dem U-Bahnschacht, querten die Brienner Straße Richtung Salvatorplatz, Fünf Höfe, Theatinerstraße, Bayrischer Hof. Sie verschwanden im Labyrinth namhafter Orte. Ich stellte mir vor, hinter einem dieser Männer herzuziehen, ihn zu verfolgen. Ich stellte mir vor, er trifft sich mit einem Geschäftspartner in einem der Cafés oder Restaurants. Vielleicht in der Brasserie „Oskar Maria“ im Literaturhaus. Ich stellte mir vor, auf der Galerie setzt er sich auf eine der lederbezogenen Bänke ohne zu bemerken, dass er auf Worten sitzt.

„Niemand kann allein sein.“ Ein Zitat von Oskar Maria Graf. Vielleicht geht der Mann, den ich verfolgen würde, aber auch weiter, vor zum Dom, in das Nürnberger Bratwurst Glöckl, sucht sich im Biergarten einen Platz unter den Linden. Ich wäre enttäuscht, würde der Mann, den ich verfolgte, in einem der Häuser mit den Messingschildern, auf denen Kanzlei Dr. Dorn und Partner oder SFI Steuerberatungsgesellschaft oder Dr. Rummendorf und Partner Notariat steht, verschwinden. Ich würde ihn beobachten wollen. Sein Gesicht, seine Augen. Wie er redet. Das ist wichtig für mein Vorhaben. Ich kann nicht sagen, warum ich an diesen Tag an mein Vorhaben dachte.

Sie gingen schnell. Zu schnell für mich. Ich beschloss sie nicht zu verfolgen. Nicht an diesem Tag. Fürs Erste sollte es genügen, wenn ich mir vorstellte, wie es wäre, verfolgte ich sie. Ich ging in das Café am Hofgarten. Jeder Stuhl in dem hohen Raum mit den dunkel getäfelten Wänden war besetzt. Bis auf einen Tisch in der Ecke neben der Bar. *Getäfelt*. Ein merkwürdiges Wort. Es gibt keinen Infinitiv. Nicht in dieser Bedeutung. Die Leute im Café redeten und gestikulierten und tranken. Sekt mit Orangensaft, Wasser, Maracujasaft, Kaffee in allen Varianten – große Tasse, kleine Tasse, schwarz, mit Milchschaum. Ich bestellte mir ein Glas Maracujasaft-Schorle und eine Tasse Pfefferminztee. Ich erlaubte meinen Gedanken, sich in den Wort- und Stimmenbrei im Café zu mischen. Bis sie klar daraus hervortraten. Wie Worte, die auf einem Monitor erschienen: Ich eigne mich gut zu einer Verfolgerin. Ich habe die Fähigkeit so unauffällig für andere Menschen zu sein, dass sie mich gar nicht wahrnehmen. Das liegt an meiner Erscheinung. Ich bin von mittlerer Größe, nicht dick, nicht dünn, habe braune Haare, graubraune Augen, trage Jeans und Shirts. Ich verfüge über die Gabe, mich so unauffällig zu benehmen, dass ich für die meisten Menschen unsichtbar bin. Von der Verfolgerin zur Mörderin wäre es nur ein kleiner Schritt. Ich würde mich auch gut zu einer Serienmörderin eignen. Keiner käme drauf, weil ich ein völlig normales Leben führe. Ich bin verheiratet, habe zwei Kinder und verdiene mir gelegentlich ein wenig Geld mit Artikeln, Gebrauchstexten, Geburtstagsreden. Nichts worunter man seinen Namen setzt. Die wichtigsten Voraussetzungen für einen perfekten Mord habe ich bereits als Kind erkannt. Mörder haben immer eine

Beziehung zu ihrem Opfer. Der Nährboden für das Mordmotiv. Und das führt zum Täter.

Ich stellte fest, dass es anstrengend ist, linear zu denken. Ich unterbrach diese Art zu denken, nahm die Menschen im Café wieder wahr. Die Frau mit den langen blonden Haaren am Nachbartisch. Sie hatte ihren Kopf auf die rechte Hand gestützt und ihr Gesicht dem jungen Mann, der neben ihr saß, zugewendet. In die Nase des jungen Mannes führte ein Schlauch. Der war mit einer Sauerstoffflasche, die neben ihm stand, verbunden. In welchem Verhältnis steht der junge Mann zu der Frau? Sie müssen Geschwister sein. Die Frau sieht aus wie eine Moderatorin aus dem Fernsehen. Ihre Haut ist glatt. Sie hat lange Finger, die sie graziös bewegt. Geschwungene Lippen, einen klaren Blick. Der junge Mann ist blass, hat unreine Haut. Er weicht ihrem Blick aus. Er bemüht sich, die Traurigkeit aus seinem Blick zu bekommen. Er schaut sich um. Was sieht er? Die Menschen vor ihm an den Tischen? Den Kellner, der dem Mann im Pelzmantel mit den lockigen Haaren eine Tasse Espresso reicht?

Die beiden eignen sich nicht für mein Vorhaben. Das liegt am Ausdruck in ihren Gesichtern, in ihren Bewegungen. Sie hören sich zu, sie sehen sich an, sie spüren sich, sie nehmen aneinander Anteil. *Anteilnahme* – ein Wort das auf Beerdigungskarten geschrieben steht. Ich bestellte bei dem Kellner, den eben noch der junge Mann mit dem Schlauch in der Nase beobachtet hatte, einen Espresso. Er brachte ihn kurz darauf. Ich verfolgte meine Gedanken weiter. Sie kamen in Bildern: Ein kleines Mädchen liegt in einem Bett, in dessen Kopfende ein Herz ausgeschnitten ist, und verfolgt, wie die Sonnenstrahlen sich langsam aus dem Zimmer zurückziehen, wie erst Dämmer, dann Dunkelheit sich im Raum ausbreiten. Das kleine Mädchen glaubt, dass sich in der Dunkelheit jemand verborgen hält. Das kleine Mädchen kann den, der sich in der Dunkelheit verbirgt, atmen hören, seine Anwesenheit körperlich spüren. Sie liegt als feuchter Schauer auf ihrer Haut. Das fühlt sich heiß und kalt an, als wäre die Haut mit Strom aufgeladen. Ihr ist klar: Im Zimmer befindet sich ein Mann, der das kleine Mädchen töten will. Wenn er das Mädchen nicht tötete, dann würde sie ihre Angst töten. Ihr Verstand sagte ihr, dass es niemanden geben kann, der ein

kleines braves Mädchen umbringen will. Mörder haben immer einen Grund jemanden umzubringen. Ihr Bruder, der als Rivale ein Motiv hätte haben können, war noch ein Baby. Ein Baby, das ein finsternes Gesicht hatte, das dunkle Haare umrahmten, in dem sich die Augenbrauen zusammen schoben und dessen Gesichtshaut sich dunkelrot färbte, wenn es schrie. Unerbittlich war dieses Schreien und das kleine Mädchen nahm mit Genugtuung zur Kenntnis, dass ihre Mutter es auch nicht mochte. Der Gedanke, dass Mörder immer ein Motiv haben, führte das kleine Mädchen zu einem weiteren Gedanken. Der lautete so: Wenn einer ohne Motiv tötete und er keine Spuren hinterließe, dann wäre er nicht zu fassen. Das kleine Mädchen im Bett mit dem Herz war ich. Im Alter von fünf Jahren.

Ich widmete mich meinem Espresso. Ich teilte ihn in zwei Schlucke, rührte, um den Zucker aufzulösen. Ich trank den letzten Schluck. Der war süß wie Sirup mit einem bitteren Nachgeschmack. Sind meine Gedanken real oder fiktiv, eingebildet oder nicht eingebildet? Aber was sind sie dann, wenn ich sie nach siebenunddreißig Jahren abrufen kann? Der Kellner sah meinen Arm in der Luft nicht, sah nicht, dass ich Zeichen zum Zahlen gab. Ich ging an die Bar, um die Rechnung zu begleichen.

Am Abend saßen alle am Eichentisch im Esszimmer. Die beiden Jungen, der Mann, ich. Der Mann schob seinen Teller beiseite, griff nach dem Bierglas, lehnte sich auf dem Stuhl zurück, nahm einen Schluck, ließ dann aus seinem Mund Luft ausströmen und sagte: Vielleicht geht heute Abend was? Er schaute mir dabei auf den Schoß, blinzelte mit den Augen und lächelte. Ich saß neben ihm. Die beiden Jungen hatten sich erhoben. Der jüngere, um in sein Zimmer zu gehen, der ältere, um sich Fleisch aus der Küche zu holen. Ich hatte Putenschnitzel gebraten, Reis und Bohnengemüse dazu bereitet. Als der ältere wieder am Tisch saß, erzählte er, dass er am Wochenende mit Freunden im Bordell war. Nicht so, wie ihr denkt, sagte er lachend. Wenn er lacht, dann gluckst er und seine Augen glänzen. Sie seien nach der Disco gegen fünf am Morgen an einem Bordell in der Bahnhofsgegend vorbeigekommen und hätten durch das Fenster gesehen. Die Nutten hätten Kaffee getrunken. Er sagt: Wir sind hineingegangen und die haben uns mit großem Hallo begrüßt. Mit großem Hallo, weil sie alles junge knackige Burschen gewesen seien. Die würden die Nutten wohl selten zu Gesicht bekommen. Der Mann sagte: Was? Erzähl mehr. Wir haben mit ihnen Kaffee getrunken, sagt der Sohn. Und weiter? – will der Mann wissen. Nichts. Dann sind wir wieder gegangen. Wir waren müde. So, so, sagt der Mann, steht auf, um eine weitere Flasche Bier zu holen. Trink nur auch etwas Bier, sagt er zu mir als er wieder zurückkommt. Das macht dich locker. Er lächelt mir zu. Es ist Pils, was er trinkt. Das mag ich. Manchmal.

Wenn ich mit dem Mann Sex habe, dann will ich, dass es schnell vorbei ist. Der Mann will genießen. Er genießt zu lange. Er ist dann nicht mehr erregt und versucht sich, in mir wieder zu erregen. Das dauert dann noch länger. Manchmal möchte ich dabei lesen oder fernsehen. Dann hätte ich auch etwas davon. Ich habe ihm vorgeschlagen, er soll es machen, wenn ich schlafe. Das ist für mich immer noch besser, als wäre ich wach. Er lehnt das ab. Stattdessen besorgt er es sich selbst, neben mir. Sonntagmorgen, wenn er meint, dass ich noch schlafe.

Nach dem Essen habe ich das Geschirr abgeräumt und in den Geschirrspüler sortiert. Danach habe ich geschrieben. Ich verwendete einen karierten Block, nicht das Notebook. Einen Spiralblock, A4, 100 Blatt. Die mit den 100 Blatt gibt es beim Discounter. Im Schreibwarengeschäft gibt es nur Spiralblöcke mit 80 Blatt. Der Mann achtet genau darauf, dass ich nur das Notwendige kaufe und von dem Notwendigen nur das Billigste. *Nur* – ein Wort, das klingt wie ein Hund knurrt.

Bevor der Mann ins Bett ging, sagte ich ihm, dass ich im Gästezimmer schlafe. Gut, wenn du meinst, sagte der Mann und zog die Schultern hoch. Das sei auch schon egal.

3

Heute ist Sonntag. Der Mann ist nach Dorf gefahren. Er fährt, wenn er frei hat, immer sonntags nach Dorf. Ich habe gehört wie er seine Sachen zusammengepackt hat: einen Rucksack, eine Wasserflasche, Brotzeit, Äpfel. Wenn der Mann nach Dorf fährt, geht er auf einen der Berge, die um Dorf stehen. Die Berge sind so nah, dass im Dezember nur bis mittags die Sonne auf Dorf scheint, dann verschwindet sie hinter dem Seeberggipfel. Der Mann streifte sich seinen Rucksack über die Schulter, schlüpfte in seine Turnschuhe. Er zieht Bergschuhe nur an, wenn er einen Dreitausender besteigt. Er sagte, dass auf den Seeberg gehen nur ein Spaziergang sei. Früher sei er dort hoch gejoggt. Der Seeberg ist 1 538 Meter hoch. Der Mann stand in der Diele, biss in einen Apfel, rief ins Haus, dass er jetzt fahre. Ich hörte die Tür ins Schloss fallen.

In Dorf gibt es vier Bauernhöfe aus vorigen Jahrhunderten, eine Kapelle und einen Bach. Wer auf dem Lehmweg durch Dorf spaziert, könnte meinen, er befinde sich in einer mittelalterlichen Filmkulisse. Im Bauernhof Nummer drei ist der Mann geboren. Wenn er gestorben ist, soll seine Asche vom Seeberg über Dorf verstreut werden. Das hat der Mann den beiden Söhnen so gesagt. Dorf ist umgeben von fünf Bergen. Dem Wendelstein, dem großen und kleinen Traithen, dem Seeberg und dem Miesing. Sonntags steigt der Mann auf einen dieser Berge oder einen in der Nachbarschaft. Wenn er am Nachmittag zurückkommt, dann fährt er den Lehmweg nach Dorf zu seiner Mutter zum Kaffeetrinken. So guten Kaffee wie in Dorf gibt es nirgends, sagt er. Das liege am Wasser. In der Zeitung stand, dass die Bewohner von Dorf kein Wasser aus der Leitung trinken sollen, weil das Gesundheitsamt im Wasser Darmbakterien gefunden habe. Das Gesundheitsamt vermutet, dass sie über die Wiesen von Hochkreuth, auf denen Kühe weiden und die Bergbauern Odel - so nennen die Leute in Dorf die Jauche - ausbringen, ins Trinkwasser gelangt sind, hatte ich vor einigen Wochen erzählt, als wir bei seiner Mutter am Kaffeetisch saßen. Ach ge', hatte der Ehemann geantwortet. Deshalb ist das Wasser ja so gut. Die Mutter des Ehemannes hatte gesagt: Weißt du, so lange ich denken kann,

haben wir nichts anderes als unser Wasser getrunken, weil es so gut ist. Nur früher hat ja da keiner irgendwas gemessen oder solchen Zirkus gemacht.

Ich bin nicht mit nach Dorf gefahren. Das erste Mal, seit zweiundzwanzig Jahren. Dem Ehemann hatte ich gesagt, dass ich einen Text für einen wichtigen Kunden schreiben müsse. Ich habe Expressauftrag dazu gesagt und dass ich ihn am Abend abgeben müsse. Der Ehemann hat schade gesagt und: Tu was du nicht lassen kannst. Ich habe das Haus zwanzig Minuten nach dem Ehemann verlassen. Mit meinem Auto. Das ist neu. Ein Twingo ohne Zentralverriegelung, ohne Servolenkung, mit Schiebedach. Azurblau. Ich mag Blau nicht. Die einzige Farbe, die ich nicht mag. Das Auto stand auf dem Hof des Händlers. Ich musste keine Überführungskosten zahlen. Deshalb habe ich es trotz dem Azurblau gekauft. Mein erstes Auto. Eine Katastrophe für die Umwelt, hat der Ehemann den Twingo genannt. Ein neues Auto. Was das an Energie allein schon für die Herstellung koste. Der Ehemann fährt mit einem Volvo V70, einem Kombi. Der ist drei Jahre alt. Ich fahre mit meinem azurblauen Twingo an diesem Sonntag in Richtung Salzburg. Auf der Autobahn. Ich weiß nicht, wohin ich fahren soll. Ich will unter Menschen. Viele Menschen gibt es am Rastplatz Irschenberg, wegen der Aussicht und dem amerikanischen Schnellrestaurant. Ich nehme die Ausfahrt Irschenberg, biege in die Straße zum Schnellrestaurant ein. Das liegt auf der Kuppe eines Hügels. Wenn die Reisenden auf dem Parkplatz des Schnellrestaurants müde ihre Beine aus dem Auto fädeln, dann reiben sie sich die Augen und sagen: fantastische Aussicht. Sie meinen den Blick auf den Alpenhauptkamm. Ich fahre weiter. Zum Café Moarhof. Eine Wirtschaft in einem Bauernhof. Es stehen viele Autos davor. Die meisten Menschen schauen in die Wallfahrtskapelle, die neben der Wirtschaft steht. Der Eingang ist mit einer Gittertür versperrt. Im Innenraum sind Kerzen angezündet. Um den Altar herum liegen Rosen. Wie all die anderen Sonntagsausflügler gehe ich von der Kapelle zum Biergarten. Ich sitze an der Hauswand in der Sonne. Ich höre Kuhglocken läuten, blicke auf Wiesen. Kühe. Berge. Und Bergwanderer. Am Nebentisch sitzen zwei Pärchen um die sechzig, gekleidet in Funktionswanderkleidung aus dem Sportfachgeschäft und sie tragen Markenbergschuhe mit Funktionssocken.

Sicher tragen sie auch Funktionsunterwäsche und in einer der Taschen der Funktionsjacken wird eine Sonnencreme mit Bergsonnenschutzfaktor 50 und ein Handy stecken. Eine der beiden Frauen hat ihr silberblondes Haar zu einem Pferdeschwanz gebundene. Ein schwarzes Samtband hält es im Nacken zusammen. Die andere trägt ihr Haar offen. Die Vier unterhalten sich über Kanzler und Kanzlerkandidatin. Das Thema erregt sie. Ich stelle mir vor, dass sie Kinder haben. Einen Buben. Ein Mädchen, vielleicht drei Kinder. Die studieren schon. Haben zum achtzehnten Geburtstag einen Audi A 3, einen Golf mit Ledersitzen, einen Mini Cooper oder einen BMW der Einsler-Serie geschenkt bekommen. Nichts Großes, würden die Eltern sagen, denn die Kinder sollen lernen, sich die Dinge selbst zu erarbeiten. Mit dem Auto und Freunden sind die Kinder gerade beim Segeln an der Nordsee. Sie können sicher von ihren Kindern sagen, dass sie reiten, surfen snowboarden, Tennis oder Golf spielen und dass sie BWL, Jura oder Politik studieren. Das könnte ich von meinen Kindern auch erzählen. Der Ehemann würde ebenso zu den Männern am Tisch passen, die vielleicht Abteilungsleiter bei Siemens, Rechtsanwälte mit eigener Kanzlei oder Geschäftsführer eines Unternehmens sind. Der Ehemann ist Kardiologe. Leiter des Herzkathederlabors in dem neuen Krankenhaus auf der grünen Wiese, das sich von hier nur dreizehn Kilometer linker Hand an der Straße, die auch nach Dorf führt, befindet. Ein Lehrkrankenhaus der Ludwig-Maximilians-Universität. Eines, das neu gebaut wurde, in dem es noch Posten gab. Der Ehemann ist außerdem Dozent und Autor von Fachliteratur. Die zwei Frauen und Männer am Nachbartisch haben sich die Sonntagswanderung sicher redlich verdient, den Platz an der Sonne mit Bergblick, das Weißbier und die Radlermaß, den Schweizer Wurstsalat und den O'batzdn ebenso. Die Bedienung kommt. Ich bestelle mir einen Pfefferminztee, einen Orangensaft und ein Käsebrot. Es sind alles redliche Leute, die hier sitzen, denke ich. Die beiden Männer und Frauen am Nachbartisch. Die anderen Sonntagsausflügler: Frauen im mittleren Alter, Familien. Und ich denke Bilderbuchsonntagnachmittag und Bilderbuchort. Das liegt am Herbstlicht. Das zeichnet alles weich. Die Berggipfel, die weißen Wolkenschleier am Himmel, die Wiese mit den Kühen drauf, die Katze, die um die Biertische schleicht, die Menschen, die Bier trinken, Kuchen und Brotzeit essen, reden,

lachen. Für einen Sonntagnachmittag an einem solchen Ort bei einem solchen Licht ist es mir zu anstrengend, in den Gesichtern zu lesen, um eine Auswahl zu treffen. Das wäre der erste Schritt, den eine Verfolgerin tun müsste. Ich fasse einen Entschluss. Das ist eine einfachere Sache für einen Sonntagnachmittag. Ich fasse den Entschluss meinem theoretischen Wunsch nachzugehen. Was das bedeutet, weiß ich nicht. Immerhin kann ich jetzt wenigstens einer Sache, die mir in den Sinn kommt - ich sage nicht am Herzen liegt - nachgehen. Andere würden sagen, die Kinder sind groß, jetzt kann ich wieder den Urlaub genießen, Golf spielen lernen, einen Sonntag im Bett bleiben und lesen, allein fortfahren, mich wieder meinem Beruf widmen. Ich sage: Ich kann jetzt meinem Wunsch nach einem perfekten Mord nachgehen.

Als ich zuhause ankomme, laufe ich in mein Arbeitszimmer und schaue im Duden nach. *Redlich* – ein Adjektiv, das nur im deutschen Sprachgebrauch üblich ist. Gibt es nur im deutschen Sprachbereich Menschen, die redlich sind? Was ist ein *redlicher* Mensch? Ein Mensch, der über sein bisheriges Leben offen Rechenschaft ablegen kann, weil keiner etwas Anstößiges finden würde? Ein anständiger, ehrlicher Mensch? Ich klettere die Sätze, die ich gedacht habe, noch einmal ab. Suche mir die Wörter heraus, die wie Sperrholzplatten darinnen stehen. *Rechenschaft, Anstößiges, anständig*. Wenn man die spricht, muss man den Mund spitzen. Das fühlt sich eng an. Es öffnet jemand die Haustür. Der Mann ist gekommen. Ich sage ihm, dass ich mit ihm in die Stadt fahren und eine Kleinigkeit essen und ein Glas Rotwein trinken möchte. Er habe schon bei seiner Mutter gegessen. Ganz was Gutes. Einen Krustenbraten und Kartoffelknödel. Ich bereite mir Gemüse und schwarze Linsen, öffne mir eine Flasche Rotwein. Der Mann sitzt in seinem Arbeitszimmer vor der Webcam. Er telefoniert mit einem Kollegen in Seattle. Ich bin allein im Esszimmer. Ich schaue mich um. Um den großen Eichentisch ist viel Platz. Auf dem Parkett liegt ein matter Lichtschimmer. Ich kann vom Tisch aus über die Diele in das Arbeitszimmer des Mannes sehen. Ich kann ihn vor der Webcam sitzen sehen, wie er in sie hineinspricht. Er sagt: Oh yes, that's right. Nice. Let's do. Wait a moment. I'd like to show you some close-up shots of an open

heart surgery. Der Blick durch die Diele in das Arbeitszimmer mit Mann vor dem Computer sieht aus wie ein Foto. Ich schaue mir das Haus an, als würde ich eine Zeitschrift für Architektur oder den Katalog eines Einrichtungshauses ansehen.